

Heimatkunst : Oper und Konzert X

Autor(en): **Jelmoli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf diese etwas zweifelhafte Hilfe verzichten. Auf alle Fälle müssten sich aber die Krankenkassen dagegen wehren, dass ihnen eine solche Unterstützung der privaten Gesellschaften gesetzlich und zwar zu einem fixen Preis zugemutet würde.

Der letzte Punkt endlich, das Mitverwaltungsrecht der Versicherten ist bei den privaten Gesellschaften gesetzlich nicht zu regeln. Im allgemeinen genügt als Korrektiv eben die Konkurrenz, welche die Gesellschaften heute und auch später zwingt, äußerst coulant zu sein und Rücksichten zu tragen, was eine staatliche Anstalt nie mitmachen kann. Andererseits wird die Mitwirkung der Arbeitervertreter im Aufsichtsrat der staatlichen Anstalt auch nicht alle Hoffnungen und Ansprüche erfüllen können, welche von der Arbeiterschaft daran geknüpft werden, denn die Kompetenzen des Verwaltungsrates sind relativ enge.

Es mag an diesen kurzen Andeutungen genügen. Auch wenn in andern Ländern der Beweis der Ausführbarkeit nicht geleistet worden wäre, so erscheint es doch sehr plausibel, dass auch unter unsern besondern Verhältnissen ein gangbarer Weg gefunden werden kann, um das Monopol zu vermeiden.

Das Gesetz sollte angenommen werden. Das Monopol bietet die größte Gefahr, denn es ist innerlich nicht begründet und taktisch äußerst gefährlich. Gewiss würde eine Umarbeitung auf neuer Basis die Fertigstellung des Gesetzes um einige Monate hinausschieben. Kommt diese kurze Zeit in Betracht, wo eine Verwerfung die Verschiebung um zehn Jahre bedeuten und zudem keine Gewähr für eine später bessere Lösung bieten würde?

ZÜRICH

Dr. med. H. HÄBERLIN



HEIMATKUNST

(OPER UND KONZERT X)

Der Begriff der Heimat sei bei unserm Titel im engsten Sinne gefasst. Denn auf allen Gebieten der Musik haben zürcherische Komponisten in dieser Konzertsaison bemerkenswerte Erfolge errungen.

Als Vertreter der Orchestermusik begegnet uns *Othmar Schoeck*. Seiner Serenade op. 1, die auf dem vorletzten schweizerischen Tonkünstlerfest in Baden ihre Erstaufführung erlebte, gab der Komponist damals einen außerordentlich lustig geschriebenen Kommentar zum Geleit. Es spricht für die Qualität seiner Partitur, dass sie zur vollen Wirkung eines Programms nicht bedarf. Auf wenige Ausdrucksmittel beschränkt sich Schoeck: neben dem Streichquintett finden wir noch fünf Bläser (Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn). Trotzdem der Schwerpunkt des Werkes also durchaus in dem Streichorchester ruht, so erzielen doch die Bläser durch die äußerst geschickte Art ihrer Einfügung in das Klangbild eine wesentliche Bereicherung der Palette des Komponisten. Eine blühende Melodik entströmt dieser Partitur, deren rhythmischer Charakter, die stolze Grandezza der Polonaise, durch die Zärtlichkeit des Melos in den Geigen die anmutigste Milderung erfährt. In kühner und völlig ungewohnter Weise setzt Schoeck seinem G-moll-Beginn einen F-dur-Schluss entgegen: die Widmung des Werkes an Friedrich Hegar und die Tatsache, dass das Werk vor einigen Jahren an einem Prüfungskonzert des zürcherischen Konservatoriums aufgeführt wurde, beweisen, dass unser Altmeister neuen Bahnen das größte Wohlwollen ohne Voreingenommenheit entgegenbringt.

Wie das Abonnementskonzert durch die glänzende Interpretation, so zollte auch die Kammermusikvereinigung der Tonhalle durch eine Reprise seiner Violinsonate dem jungen Meister den wohlverdienten Tribut.

Und auf seinem eigensten Gebiete, dem des Liedes (er ist heute einer der ganz seltenen Komponisten, bei denen die Singstimme auch ohne Begleitung Wert und Bedeutung besitzt), ließ Othmar Schoeck zu wiederholten Malen bedeutsame Proben seiner überzeugenden Lyrik vernehmen.

* * *

Volkmar Andrae, dessen erster großer Erfolg auf symphonischem Gebiete lag, hat sich seither immer entschiedener der Vokalkomposition zugewandt. Einer musikalischen Nachschöpfung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers folgte eine Periode, in welcher sein Talent unter dem „urchigen“ Bann der Persönlichkeit Meinrad Lienerts stand. Jene Verbindung von kräftiger Anschau-

lichkeit zartester und psychologischer und poetischer Feinheit, die sich in den Werken des Schwyzer Poeten findet, musste einen Musiker von der Begabung Andreaes reizen.

So entstanden vier Männerchöre, darunter der markige Kriegsruf der Yberger „Haaruuß“, dem der Komponist eine gewichtige musikalische Rüstung schmiedete. Wie Wettergewölk dräut es aus den packenden Harmonien des Kehreims, und eine bärenhafte Wucht und Kraft spricht aus dem entschlossenen Einmut der Unisonostelle. Hörten wir diese Gesänge vom Lehrergesangverein, so brachte der Lesezirkel Hottingen an seinem Meinrad Lienert-Abend die Sololieder zu Ehren. Über einer sanft schaukelnden durchgeführten Begleitung wiegt sich die Singstimme in der ersten Nummer des Zyklus „'s Gspüslis Auge“. Das zweite „Die alte Schwyzer“ wird von einem anmutig stilisierten Patriotismus beherrscht. Außer dem Bernermarsch, dessen Sechzehntelfigur bei der Ges-dur-Stelle besonders reizvoll klingt und dem als Pendant zitierten Defiliermarsch des vierzehnten Infanterieregimentes von Andreae („das ist ja aus dem Figaro von Mozart“!) hören wir das Lied vom Schweizerknaben als Anfangsthema. Wenn auch die Sentimentalität der Ges-dur-Stelle, jene dynamische Reserve, die man zur vollen Explosionswirkung des Schlusses bei Andreae häufig findet, vielleicht der allgemeinen Munterkeit des Liedes widerspricht, so entschädigt das motivierte Filigran des Ganzen dafür. Ein heikles Lied für die Intonation ist das auf tropfenden Quintenfolgen aufgebaute „Herbstliedli“, während das nächste Stück „Ich wett i wär 's Chopfchüsseli“ den volkstümlichen Ton in ausgezeichneter Weise trifft. Einen echten und rechten Schlager mit den Vorzügen und Nachteilen dieser Kunstgattung stellt das „Inukerli“ (Schlummerliedchen) dar. Auf dem Wechsel von Tonika und Nonakkord endlich baut sich das Lied „dr Handorgeler“ auf.

Neueren Liedern Andreaes verhalf die Interpretation von Ludwig Hess, darunter dem trotz ergötzlichen Details in ihrer Gesamtheit an die Version Weismanns nicht heranreichenden „alten Schweizer“ (C. F. Meyer) und dem rhythmisch pikanten und echt volkstümlichen „Schmied“ (W. Schädelin) zum Sieg.

* * *

In der Kammermusik hörten wir eine Cellosonate unseres vortrefflichen *Engelbert Roentgen*. Vermochte auch der Inhalt,

der sich in geschmackvoller Weise an gute Vorbilder lehnt, nicht stark zu interessieren, so berührte doch das sichere Formgefühl, das sich in der Anlage der einzelnen Sätze zeigt, überaus sympathisch. Die wohlthuende Knappheit dieses Komponisten hätte man *Hans Lavater* für seine Ballade „Der Zauberleuchtturm“ (Mörrike) für Männerchor und Orchester wünschen mögen. So interessante Einzelzüge das von guter Beherrschung des Chorsatzes wie des Orchesters zeugende Werk auch aufweisen mag, durch die breite Ausspinnung der Zwischenspiele (das endlose Violinsolo!), sowie die häufigen Textwiederholungen erlahmt das Interesse des Hörers vorzeitig.

ZÜRICH

HANS JELMOLI.



ÜBERLIEFERUNG

Sie geht an dir vorüber, achtlos, lärmend,
Die Plebs mit ihrem schweren, lauten Tritt;
Du knurrst im Winkel, denkst der Zeit, da schwärmend
Für alte Größe sie mit dir hielt Schritt.

Vergessen hat sie gründlich jene Tage.
„Seht hier den Hund, er kaut sein Gnadenbrot!
Schad' um den Bissen, nimm den Knochen, nage
Den harten ab, und hung're dich zu Tod!“

So schreit die Menge. Sie entzieht dir alles.
Du aber harrst auf deinem Posten aus,
Du weißt, der Pöbel plündert schlimmsten Falles
Dir niemals der Erinn'ung festes Haus.

Verödet liegt's nach außen; doch inwendig,
Ob auch der Ruf der Masse Tod gebeut,
Dort regt, was groß und echt war, sich lebendig
Wie vor Jahrhunderten im Geist noch heut!

NANNY VON ESCHER

